

Suhrkamp Verlag

Leseprobe



Vargas Llosa, Mario
Die geheimen Aufzeichnungen des Don Rigoberto

Roman
Aus dem Spanischen von Elke Wehr

© Suhrkamp Verlag
suhrkamp taschenbuch 3005
978-3-518-39505-9

suhrkamp taschenbuch 3005

Bedingungslos und ohne Vorurteile zelebriert Don Rigoberto seine Sinnlichkeit. Nichts und niemand kann ihn davon abhalten, am wenigsten seine geordnete, gutbürgerliche Existenz. In der geheimen Welt, von der die Aufzeichnungen zeugen, lebt er äußerste Gewagtheiten und Abenteuer, erfindet erotische Szenen und lustvolle Beschreibungen jeglicher Art von körperlicher Lust und Fetischismus als einer »privilegierten Ausdrucksform der menschlichen Eigenart«. *Die geheimen Aufzeichnungen des Don Rigoberto* – ein erotischer Roman von ungewöhnlich raffinierter Konstruktion und Suggestivität, worin auch der Humor seine kräftige Stimme hat. Vor allem aber ist dieser vom Geist der Verführung erfüllte Roman das schönste Loblied auf die Phantasie, eigentliche Herrscherin im Reich der Sinnlichkeit. In seiner Vielschichtigkeit ist der Roman zugleich eine kluge Reflexion über Kunst, Freiheit und darüber, was »erotisch« am Ende des 20. Jahrhunderts heißen kann.

»Mario Vargas Llosa bestätigt wieder einmal sein Talent als geborener Geschichtenerzähler, der in der Lage ist, die verschiedensten literarischen Stoffe wirkungsvoll und brillant in Szene zu setzen. Ein Triumph der Imagination.« *El País*

Mario Vargas Llosa, 1936 in Arequipa/Peru geboren, lebt überwiegend in London. 1996 erhielt er den Friedenspreis des Deutschen Buchhandels.

Mario Vargas Llosa
Die geheimen Aufzeichnungen
des Don Rigoberto

Roman

Aus dem Spanischen von
Elke Wehr

Suhrkamp

Die Originalausgabe erschien 1997
unter dem Titel *Los cuadernos de don Rigoberto*
bei Alfaguara, Madrid
© Mario Vargas Llosa, 1997
Umschlagfoto: Tana Kaleyá. Ohne Titel, 1979

Suhrkamp taschenbuch 3005
Erste Auflage 1999
© der deutschen Ausgabe
Suhrkamp Verlag Frankfurt am Main 1997
Suhrkamp Taschenbuch Verlag
Alle Rechte vorbehalten, insbesondere das
des öffentlichen Vortrags, der Übertragung
durch Rundfunk und Fernsehen
sowie der Übersetzung, auch einzelner Teile.
Kein Teil des Werkes darf in irgendeiner Form
(durch Fotografie, Mikrofilm oder andere Verfahren)
ohne schriftliche Genehmigung des Verlages reproduziert
oder unter Verwendung elektronischer Systeme
verarbeitet, vervielfältigt oder verbreitet werden.
Druck: CPI – Ebner & Spiegel, Ulm
Printed in Germany
Umschlag nach Entwürfen von
Willy Fleckhaus und Rolf Staudt
ISBN 978-3-518-39505-9

Die geheimen
Aufzeichnungen des
Don Rigoberto

O ein Gott ist der Mensch, wenn er träumt,
ein Bettler, wenn er nachdenkt . . .

Hölderlin, *Hyperion*.

Ich kann meine Lebensaufzeichnungen nicht
auf meine Taten gründen: das Schicksal hat
sie zu unansehnlich gemacht; ich gründe sie
auf meine Gedanken und Launen.

Montaigne

I. Fonchitos Rückkehr

Es läutete an der Tür, und als Doña Lukrezia öffnete, sah sie vor sich, im Türrahmen, vor dem Hintergrund der alten, verkrüppelten Olivenbäume des Olivar von San Isidro, den blondgelockten Kopf und die blauen Augen Fonchitos. Alles begann sich um sie herum zu drehen.

»Ich vermisse dich sehr, Stiefmutter«, zwitscherte die Stimme, an die sie sich so gut erinnerte. »Bist du immer noch böse auf mich? Ich bin gekommen, um dich um Verzeihung zu bitten. Verzeihst du mir?«

»Du, du hier?« Mit der Hand den Türgriff umklammernd, suchte Doña Lukrezia Halt an der Wand. »Schämst du dich nicht, hier aufzukreuzen?«

»Ich habe mich aus der Akademie davongemacht«, fuhr der Junge unbeirrt fort, während er auf seine Zeichenmappe und seine Buntstifte wies. »Ich habe dich sehr vermißt, wirklich. Warum bist du so blaß?«

»Mein Gott, mein Gott.« Doña Lukrezia taumelte und ließ sich auf die neben der Tür stehende Bank in imitiertem Kolonialstil fallen. Weiß wie eine Leinwand, hielt sie die Hand vor die Augen.

»Nicht umkippen!« rief der Junge erschrocken.

Und während Doña Lukrezia fühlte, wie ihr die Sinne schwanden, sah sie, daß die kindliche Gestalt die Schwelle überschritt, die Tür schloß, vor ihr auf die Knie fiel, ihre Hände ergriff und anfang, sie völlig verwirrt zu reiben: »Bitte kipp nicht um, werd nicht

ohnmächtig.« Sie versuchte angestrengt, die Fassung und die Kontrolle über sich zurückzugewinnen. Bevor sie zu sprechen begann, atmete sie tief durch. Sie sprach langsam, denn sie spürte, daß ihr jeden Augenblick die Stimme versagen konnte:

»Es ist nichts, es geht schon wieder. Dich hier zu sehen war das letzte, was ich erwartet habe. Wie konntest du es nur wagen! Hast du keine Gewissensbisse?«

Fonchito, noch immer auf den Knien liegend, versuchte ihr die Hand zu küssen.

»Sag mir, daß du mir verzeihst, Stiefmutter«, flehte er. »Sag's mir, sag's mir. Zu Hause ist alles anders, seit du fortgegangen bist. Ich bin ganz oft hier gewesen, nach Schulschluß, um dir hinterherzuspionieren. Ich wollte läuten, aber ich habe mich nicht getraut. Wirst du mir nie verzeihen?«

»Nie«, sagte sie entschlossen. »Nie werde ich dir verzeihen, was du getan hast, du böser Junge.«

Aber im Widerspruch zu ihren Worten erkannten ihre großen dunklen Augen mit Neugier und einem gewissen Gefallen, wenn nicht sogar mit Zärtlichkeit, das lockige Durcheinander dieser Haarmähne, die blauen Äderchen des Halses, die Ohrmuscheln, die aus dem blonden Gelock hervorschauten, und den schwächtigen, graziösen Körper, der in der blauen Jacke und der grauen Hose der Schuluniform steckte. Ihre Nase atmete den jungen Geruch nach Fußballspielen, Süßigkeiten und Onofrio-Eis, und ihre Ohren erkannten die plötzlichen Veränderungen und die Kiekser in der Stimme, die ebenfalls in ihrer Erinnerung nachhallten. Doña Lukrezias Hän-

de fanden sich resigniert damit ab, von den Vogelküssen dieses kleinen Mundes befeuchtet zu werden.

»Ich hab dich sehr lieb, Stiefmutter.« Fonchito schniefte. »Und auch mein Papa, ob du es glaubst oder nicht.«

In diesem Augenblick erschien Justiniana, die geschmeidige, zimtfarbene Gestalt in einen geblühten Kittel gehüllt, ein Tuch um den Kopf gebunden und einen Staubwedel in der Hand. Sie blieb wie versteinert im Flur stehen, der zur Küche führte.

»Junger Herr Alfonso«, murmelte sie ungläubig. »Fonchito! Ich glaub es nicht.«

»Stell dir das mal vor«, rief Doña Lukrezia. »Er wagt es, hierher zu kommen, nachdem er mein Leben ruiniert hat, nachdem er Rigoberto diesen Schlag versetzt hat. Er bittet mich um Verzeihung, er vergießt Krokodilstränen. Hast du schon einmal eine solche Unverschämtheit erlebt, Justiniana?«

Aber nicht einmal jetzt entzog sie dem Jungen die schlanken Finger, die Fonchito, von Schluchzern geschüttelt, noch immer küßte.

»Gehen Sie, junger Herr Alfonso«, sagte die Hausangestellte, so verwirrt, daß sie vom Sie zum Du übergang. »Siehst du denn nicht, wie wütend du die Señora machst? Auf, geh schon, Fonchito.«

»Ich gehe, wenn sie sagt, daß sie mir verzeiht«, murmelte der Junge bittend, von Schluchzern unterbrochen, das Gesicht in Doña Lukrezias Händen vergraben. »Du grüßt mich nicht einmal und beschimpfst mich gleich, Justita? Was hab ich dir getan? Wo ich dich doch auch so gern habe, an dem Tag, an

dem du weggegangen bist, hab ich die ganze Nacht geweint.«

»Halt den Mund, du Lügner, ich glaub dir nicht ein Wort.« Justiniana glättete Doña Lukrezia das Haar. »Soll ich Ihnen ein Tuch mit ein bißchen Kölnischwasser bringen, Señora?«

»Lieber ein Glas Wasser. Mach dir keine Sorgen, Justiniana, mir geht's schon besser. Der Anblick dieses Rotzjungen hat mich völlig aufgewühlt.«

Jetzt löste sie schließlich, ohne Heftigkeit, ihre Hände aus denen Fonchitos. Der Junge kniete noch immer vor ihr, aber er weinte nicht mehr und schaffte es mit knapper Not, nicht erneut loszuschluchzen. Seine Augen waren gerötet, und die Tränen hatten lange Spuren auf seinen Wangen hinterlassen. Ein Speichelfaden hing aus seinem Mund. Durch den Nebel, der ihre Augen verschleierte, spähte Doña Lukrezia nach der wohlgeformten Nase, der Zeichnung der Lippen, dem kleinen hochmütigen Kinn mit seinem Grübchen, dem blendenden Weiß seiner Zähne. Sie verspürte Lust, dieses Jesuskindgesicht zu ohrfeigen, zu zerkratzen. Heuchler! Judas! Sogar Lust, ihn in den Hals zu beißen und ihm wie ein Vampir das Blut auszusaugen.

»Weiß dein Vater, daß du hergekommen bist?«

»Wo denkst du hin, Stiefmutter«, antwortete der Junge schnell, mit einem kleinen vertraulichen Unterton. »Er würde mir sonstwas tun. Ich weiß genau, daß er dich vermißt, auch wenn er nie von dir spricht. Er denkt an nichts anderes, Tag und Nacht, das schwör ich dir. Ich bin heimlich hergekommen, ich hab mich aus der Akademie davongemacht. Ich geh

dreimal die Woche hin, nach der Schule. Soll ich dir meine Zeichnungen zeigen? Sag mir, daß du mir verzeihst, Stiefmutter.«

»Sagen Sie ihm das bloß nicht, werfen Sie ihn hinaus.« Justiniana war mit einem Glas Wasser zurückgekehrt. Doña Lukrezia trank ein paar Schlucke. »Lassen Sie sich nicht von seinem hübschen Gesichtchen becircen. Er ist Luzifer in Person, das wissen Sie. Er wird Ihnen wieder übel mitspielen, schlimmer als beim ersten Mal.«

»Sag nicht so was, Justita.« Es sah aus, als wollte Fonchito erneut in Tränen ausbrechen. »Ich schwör dir, daß ich es bereue, Stiefmutter. Ich wußte nicht, was ich tat, beim Allerheiligsten. Ich wollte nicht, daß irgendwas passiert. Hätte ich denn etwa wollen können, daß du fortgehst? Daß mein Papa und ich allein bleiben?«

»Ich bin nicht fortgegangen«, murmelte Doña Lukrezia vorwurfsvoll. »Rigoberto hat mich wie eine Nutte auf die Straße gesetzt. Und du warst schuld!«

»Sag nicht so was Unanständiges, Stiefmutter.« Der Junge hob entsetzt beide Hände. »Sag so was nicht, das paßt nicht zu dir.«

Trotz des Kummers und des Zorns hätte Doña Lukrezia beinahe gelächelt. Es paßte nicht zu ihr, derbe Worte zu sagen! Ein scharfsinniger, sensibler kleiner Junge? Justiniana hatte recht: eine Schlange mit Engels Gesicht, ein Beelzebub.

Der Junge brach in Jubel aus:

»Du lachst ja, Stiefmutter! Dann hast du mir also verziehen? Sag ja, sag doch ja, Stiefmutter.«

Er klatschte in die Hände; in seinen blauen Augen,

aus denen die Traurigkeit verschwunden war, glomm ein kleines wildes Licht. Doña Lukrezia bemerkte, daß Tintenflecke an seinen Händen waren. Gegen ihren Willen stieg Rührung in ihr auf. Würden ihr wieder die Sinne schwinden? Was für ein Gedanke. Sie sah sich im Spiegel des Eingangs: sie hatte ihr Gesicht wieder in der Gewalt, eine leichte Röte färbte ihre Wangen, und die Aufregung bewirkte, daß ihre Brust sich hob und senkte. Mit einer mechanischen Bewegung zog sie den Ausschnitt ihres Hausmantels zusammen. Wie konnte er so dreist, so zynisch, so falsch sein, wo er doch noch so jung war? Justiniana las ihre Gedanken. Sie schaute sie an, als würde sie sagen: ›Werden Sie nicht schwach, Señora, verzeihen Sie ihm ja nicht. Seien Sie nicht so dumm!‹ Sie trank erneut ein paar Schlucke Wasser, um ihre Verwirrung zu verbergen; es war kalt und tat ihr gut. Der Junge beeilte sich, ihre freie Hand zu ergreifen und sie abermals zu küssen, redselig:

»Danke, Stiefmutter. Du bist so gut, ich wußte es, deshalb habe ich mich getraut zu läuten. Ich möchte dir meine Zeichnungen zeigen. Und mit dir über Egon Schiele reden, über sein Leben und seine Bilder. Dir erzählen, was ich machen will, wenn ich groß bin, und tausend Sachen mehr. Hast du es erraten? Ja, Maler, Stiefmutter. Das will ich werden.«

Justiniana schüttelte besorgt den Kopf. Draußen bemächtigten sich Motoren und Hupen der Abenddämmerung von San Isidro, und durch die Vorhänge des Eßzimmers konnte Doña Lukrezia die kahlen Zweige und knotigen Stämme der Olivenbäume sehen, ein Anblick, der ihr vertraut geworden war.

Schluß mit den Schwächen, es war Zeit zu reagieren.

»Schön, Fonchito«, sagte sie mit einer Strenge, die ihr Herz schon nicht mehr von ihr forderte. »Jetzt sei so gut. Geh schon, bitte.«

»Ja, Stiefmutter.« Der Junge sprang auf. »Dein Wunsch ist mir Befehl. Ich werde immer auf dich hören, ich werde dir immer in allem gehorchen. Du wirst schon sehen, wie brav ich sein werde.«

Er hatte die Stimme und den Gesichtsausdruck von jemandem, dem ein Stein vom Herzen gefallen ist und der Frieden mit seinem Gewissen geschlossen hat. Eine goldfarbene Locke hing ihm in die Stirn, und seine Augen sprühten Funken vor Freude. Doña Lukrezia sah, wie er eine Hand in die hintere Hosentasche steckte, ein Taschentuch herauszog und sich die Nase putzte; dann, wie er seine Schultasche, seine Zeichenmappe und die Schachtel mit den Buntstiften vom Boden aufhob. Mit all dem beladen, ging er lächelnd rückwärts zur Tür, ohne den Blick von Doña Lukrezia und Justiniana zu wenden.

»Sobald ich kann, mach ich mich wieder davon und komm dich besuchen, Stiefmutter«, zwitscherte er von der Türschwelle her. »Und dich auch natürlich, Justita.«

Als die Haustür ins Schloß fiel, verharrten beide reglos, ohne etwas zu sagen. Nach einer Weile läuteten in der Ferne die Glocken der Kirche Virgen del Pilar. Ein Hund bellte.

»Es ist unglaublich«, murmelte Doña Lukrezia. »Daß er die Frechheit hat, hier in diesem Haus zu erscheinen.«

»Unglaublich ist, wie gut Sie sind«, erwiderte das Mädchen empört. »Sie haben ihm verziehen, nicht? Nach der Falle, die er Ihnen gestellt hat, damit Sie sich mit dem Señor zerstreiten. Sie werden geradewegs in den Himmel kommen, Señora!«

»Es ist nicht einmal sicher, daß es eine Falle war, daß sein kleiner Kopf etwas in der Art geplant hat.«

Sie war auf dem Weg ins Badezimmer und redete mit sich selbst, aber sie hörte, daß Justiniana ihr widersprach:

»Natürlich hatte er alles geplant. Fonchito ist zum Schlimmsten fähig, haben Sie das immer noch nicht bemerkt?«

Vielleicht, dachte Doña Lukrezia. Aber er war ein kleiner Junge, ein Kind. War er das nicht? Ja, zumindest daran gab es keinen Zweifel. Im Badezimmer befeuchtete sie sich die Stirn mit kaltem Wasser und betrachtete sich im Spiegel. Die Aufregung hatte ihre Nase spitz werden lassen, deren Flügel heftig bebten, und bläuliche Ringe umrahmten ihre Augen. Im halbgeöffneten Mund sah sie die Spitze ihrer Zunge, die sich in Sandpapier verwandelt hatte. Sie mußte an die Eidechsen und Leguane in Piura denken; die hatten immer eine ausgedörrte Zunge wie sie jetzt. Fonchitos Erscheinen hatte ihr das Gefühl gegeben, so ausgedörrt und alt zu sein wie diese prähistorischen Kreaturen der Wüsten im Norden des Landes. Unwillkürlich knüpfte sie den Gürtel auf und streifte mit einer Bewegung ihrer Schultern den Hausmantel ab; die Seide glitt wie eine Liebkosung an ihrem Körper herab und fiel sirrend zu Boden. Zusammengesunken bedeckte der Hausmantel rundum ihre Füße,

wie eine riesige Blume. Während sie, heftig atmend, nicht wußte, was sie tat oder tun würde, stiegen ihre Füße über die Grenze aus Stoff hinweg und trugen sie zum Bidet, auf das sie sich niederließ, nachdem sie ihren Spitzenslip heruntergezogen hatte. Was machte sie da? Was hast du vor, Lukrezia? Sie lächelte nicht. Sie versuchte, ruhiger ein- und auszuatmen, während ihre Hände, wie selbständig geworden, die Hähne der im Boden eingelassenen Brause aufdrehten, das heiße Wasser, das kalte Wasser, es prüften, mischten, regulierten, den lauen, heißen, kalten, frischen, schwachen, kräftigen, tänzelnden Wasserstrahl stärker oder schwächer stellten. Ihr Unterleib rutschte vor, rutschte zurück, neigte sich nach rechts, nach links, bis er die richtige Position gefunden hatte. Da. Ein Schauer lief ihr die Wirbelsäule hinunter. Vielleicht war es ihm gar nicht bewußt, er hat es einfach so getan, wiederholte sie bei sich, voll Mitleid für dieses Kind, das sie in den letzten sechs Monaten so oft verflucht hatte. Vielleicht war er nicht schlecht, vielleicht nicht. Unartig, frech, altklug, verantwortungslos, tausend Dinge mehr. Aber böse nicht. ›Vielleicht nicht.‹ Die Gedanken platzten in ihrem Kopf wie Blasen in einem Topf mit siedendem Wasser. Sie erinnerte sich an den Tag, an dem sie Rigoberto kennengelernt hatte, den Witwer mit den großen Budhaohren und der schamlosen Nase, den sie kurz darauf heiraten sollte, und an das erste Mal, als sie ihren Stiefsohn sah, einen Cherub im Matrosenanzug – blaues Tuch, goldene Knöpfe, Mütze mit Anker –, daran, was sie im Lauf der Zeit entdeckt und gelernt hatte, jenes unerwartete, phantasievolle, nächtliche,

intensive Leben in dem kleinen Haus in Barranco, das Rigoberto für ihr gemeinsames Leben bauen ließ, und an die Auseinandersetzungen zwischen dem Architekten und ihrem Mann, die den Bau ihres künftigen Heims begleiteten. Es waren so viele Dinge geschehen! Die Bilder kamen und gingen, lösten sich auf, verwandelten sich, verschwammen miteinander, folgten aufeinander, und es war, als würde die flüssige Liebkosung des alerten Wasserstrahls bis in ihre Seele dringen.

ANWEISUNGEN FÜR DEN ARCHITEKTEN

Unser Mißverständnis betrifft die Konzeption. Sie sind bei Ihrem hübschen Entwurf meines Hauses und meiner Bibliothek von der – leider sehr verbreiteten – Voraussetzung ausgegangen, daß bei einem Heim das Wichtigste die Personen und nicht die Gegenstände sind. Ich kritisiere Sie nicht, weil Sie sich dieses Kriterium zu eigen gemacht haben, das unerläßlich ist für einen Mann Ihres Berufes, dem nicht daran liegen kann, von seinen Kunden abzusehen. Aber die Vorstellung, die ich von meinem künftigen Heim habe, ist entgegengesetzt. Das heißt: in diesem kleinen erbauten Raum, den ich meine Welt nenne und in dem meine Launen das Regiment führen werden, sollen meine Bücher, Bilder und Abbildungen absoluten Vorrang besitzen; wir Personen werden Bürger zweiter Klasse sein. Es sind diese viertausend Bände und die etwa hundert Gemälde und Reproduktionen, die bei dem Entwurf, mit dem ich Sie beauftragt habe, im

Vordergrund zu stehen haben. Ihre Aufgabe ist es, die Bequemlichkeit, die Sicherheit und den Spielraum der Menschen denen dieser Gegenstände unterzuordnen.

Unerlässlich ist die besondere Gestaltung des Kamins, der sich, so es mir beliebt, in ein Krematorium für überzählige Bücher und Bilder verwandeln können muß. Aus diesem Grund muß er sich nahe bei den Regalen befinden und in Reichweite meines Sitzplatzes, denn ich spiele den Inquisitor literarischer und künstlerischer Katastrophen gerne im Sitzen und nicht im Stehen. Zur Erklärung: Die viertausend Bände und hundert Bilder, die ich besitze, stellen unabänderliche Größen dar. Ich werde nie mehr besitzen, um Überfüllung und Unordnung zu vermeiden, aber es werden nie dieselben sein, denn sie werden sich ständig erneuern, bis zu meinem Tod. Was bedeutet, daß ich für jedes Buch, das ich meiner Bibliothek hinzufüge, ein anderes aussondere und daß jedes Bild – Lithographie, Holzschnitt, Zeichnung, Kaltnadelradierung, Mischtechnik, Ölgemälde, Aquarell usw. –, das Aufnahme in meine Sammlung findet, das am wenigsten beliebte unter den übrigen verdrängt. Ich verhehle Ihnen nicht, daß die Auswahl des Opfers mühselig ist und bisweilen herzzerreißend, ein hamletsches Dilemma, das mich Tage und Wochen quält und später dann in meinen Alpträumen wiederkehrt. Am Anfang verschenkte ich die geopfert Bücher und Kunstwerke an öffentliche Bibliotheken und Museen. Jetzt verbrenne ich sie; daher die Wichtigkeit des Kamins. Ich entschied mich für diese drastische Maßnahme, die die be-

klemmende Aufgabe, ein Opfer auswählen zu müssen, mit dem Reiz eines kulturellen Sakrilegs, einer ethischen Transgression würzt, an dem Tag, oder besser gesagt in der Nacht, in der ich begriff – nachdem ich beschlossen hatte, eine Reproduktion der bunten Campbell's-Suppendose von Andy Warhol durch einen schönen, vom Meer bei Paracas inspirierten Szyszlo zu ersetzen –, daß es ungehörig war, anderen Augen ein Werk zuzumuten, das ich im Lauf der Zeit der meinen für unwert befunden hatte. Und so warf ich es ins Feuer. Als ich sah, wie jener Druck verkohlte, empfand ich vage Gewissensbisse, ich gebe es zu. Das passiert mir jetzt nicht mehr. Ich habe Dutzende von romantischen und indigenistischen Dichtern in die Flammen geschickt und eine nicht geringere Zahl von konzeptuellen, abstrakten, informalistischen Malereien, von Landschafts-, Porträt- und Sakralbildern, um den Numerus clausus meiner Bibliothek und Pinakothek zu bewahren, ohne Schmerz, eher mit dem anregenden Gefühl, die Literatur- und Kunstkritik auszuüben, wie man sie ausüben sollte: brennend radikal, unumkehrbar. Zum Abschluß dieser Ausführung möchte ich noch hinzufügen, daß dieser Zeitvertreib mich amüsiert, aber keinesfalls als Aphrodisiakum wirkt, weshalb ich ihn für begrenzt und zweitrangig halte, für etwas rein Geistiges, das keine Rückwirkungen auf den Körper hat.

Ich vertraue darauf, daß Sie das, was Sie gelesen haben – den Vorrang, den ich Bildern und Büchern vor Zweifüßern aus Fleisch und Blut einräume –, nicht als launische Anwandlung oder als Pose eines